

Zeitschrift: Schweizer Theaterjahrbuch
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur
Band: 38-39 (1975)

Vorwort: Vorwort
Autor: Hauri, Andreas P.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorwort

von Andreas P. Hauri, Präsident der Theatergenossenschaft Basel

Als vor der letzten Vorstellung im alten Stadttheater am 15. Juni 1975 das Orchester «Z'Basel an mym Rhy» intonierte und alle Besucher sich spontan erhoben, hätte man ob dieser Einmütigkeit fast vergessen können, welche Kontroversen in den letzten Jahren die Verschiebung der Eröffnung des neuen Hauses, die Ablehnung der Subventionserhöhung in der ersten Abstimmung, der davon ausgelöste Rücktritt von Werner Düggelin, die zweite Volksabstimmung und schliesslich die Wirren um die Neubesetzung der Direktion ausgelöst haben. Die Theaterbesucher, die an jenem Abend nach Verdi's «Don Carlos» fast eine Stunde lang applaudierten, mögen teils aus Nostalgie verharret haben, teils aus Stolz auf die Leistungen der letzten Jahre, teils aus Freude auf das Kommende: gemeinsam war ihnen allen die Verbundenheit mit dem Theater überhaupt.

Diskussionen um das Theater, um Theaterneubauten hat es in Basel schon früher gegeben – auch beim Bau des Hauses, das nun durch den Neubau abgelöst worden ist. Leichtfertig wird bei solchen Gelegenheiten von Krise gesprochen, doch stellt sich meist schnell heraus, dass dieser Begriff nicht in seiner eigentlichen Bedeutung gemeint ist: was man als Krise bezeichnet, ist oft bloss Auseinandersetzung, heftige Auseinandersetzung vielleicht, aber selten mehr. Solche Auseinandersetzungen um unser Theater gibt es immer wieder, muss es immer wieder geben, besonders in einer Zeit, in der die Frage, wieweit sich die Allgemeinheit finanzielles Engagement leisten kann, immer brennender wird. Von Krise zu reden, wenn solche Diskussionen aufbrechen, ist sicher falsch – nicht zuletzt im Hinblick auf die Antwort, die von den Basler Stimmbürgern schliesslich immer wieder gegeben wurde: eine Mehrheit ist davon überzeugt, dass es ohne Theater nicht geht.

Anzeichen von echter Krise lassen sich dennoch nicht leugnen: sie zeigen sich aber für unser Kulturleben überhaupt, nicht nur für das Theater. Ihnen zu begegnen ist eine Frage der Einstellung, der persönlichen, kompromisslosen Überzeugung. Eine Gesellschaft, in der es bloss zum guten Ton gehört, «für die Kultur» zu sein, kann Krisen ihres Kulturlebens nicht meistern. Dazu braucht es mehr: das Wissen, dass ein Staat, eine Stadt, eine Gesellschaft ohne Kulturleben kein Staat, keine Stadt und keine Gesellschaft ist, und die Erkenntnis, dass sich die kulturelle Verpflichtung der Allgemeinheit aus diesem Wissen ableitet.

Wie kann nun unser Kulturleben – und damit unser Theater – vor solchen echten Krisen geschützt werden?

Die Bedeutung der Kultur im Bewusstsein der Behörden – um auf der höchsten Ebene zu beginnen – scheint mir von ausschlaggebender Bedeutung. Sie darf nicht allein von der Überzeugungskraft und dem Durchsetzungsvermögen des entsprechenden Regierungsmitgliedes und seiner Mitarbeiter abhängen, sondern muss von der ganzen Regierung in selbstverständlicher Weise empfunden werden. Wenn eine solche Einstellung vorherrscht, geniesst die Kultur nicht bloss Narrenfreiheit, ist ihr Träger nicht blosser Hofclown: dann ist sie anerkannte, festverankerte Grösse und kann ihr eigenes Gewicht wirksam ausspielen.

Das Theater selbst kann sich besser behaupten, wenn die Organe, die ihm vorstehen, ihre Aufgabe erfüllen. Die Mitglieder der Verwaltung sind keine Auch-Direktoren: ihre Aufgabe ist es zwar einerseits, die Theaterleitung zu kontrollieren, andererseits aber auch, sie abzuschirmen in der ihr zugestandenen Freiheit, um ihr möglichst ungestörtes Arbeiten zu ermöglichen. Dazu braucht es Dynamik, Sachverstand und politisches Gespür. Längst haben Parteien und Organisationen erkannt, wie gefährlich es wäre, Verwaltungssitze als «Trostpreise» an verdiente Mitglieder zu vergeben. Genauso haben Theatervereinigungen und Besucherorganisationen nur noch dann einen Sinn, wenn sie mehr sind als Vermittler verbilligter Eintrittskarten, wenn ihre Bemühungen über das Durchsetzen bestimmter Geschmacksrichtungen hinausgehen.

Ein Theater kann auch dann – so scheint es mir – Krisen besser widerstehen, wenn die Presse, die sich mit ihm befasst, ihrer Aufgabe gewachsen ist. Auch sie hat zu beobachten, aufzupas-

sen – vor allem aber hängt es von ihren Fähigkeiten ab, ob der Besucherkreis angesprochen wird, ob dem Theater neue Schichten erschlossen werden. Dazu ist die Auseinandersetzung mit dem Theater nötig, mit der Gesamtheit dessen, was sich schliesslich auf der Bühne niederschlägt: der Theoretiker, welcher sich nur mit dem literarischen Text befasst und die Szene als *quantité négligeable* betrachtet, nützt dem Theaterbesucher und dem Theater so wenig wie der Ästhet, der ob der Begeisterung über schöne Präsentation den Inhalt vernachlässigt. Wo die Presse dem Theater durch ihre umfassende kritische Arbeit neue Interessenten zuführt, wo sie diesen die Furcht vor dem als «intellektuell» verschrieenen Medium nimmt, hilft sie dem Theater, indem sie es zu immer neuer Bewährung zwingt.

Die ausschlaggebende Rolle für die Erhaltung eines lebendigen Theaters spielen aber die Verantwortlichen des Theaters selbst. Ein Theater ist bestimmt weniger krisenanfällig, wo seine Leiter nicht der Versuchung erliegen, blossen Kulturbetrieb zu machen, wo sie auf die Arbeit am Theater ausgehen und nicht darauf, selbst möglichst gut «herauszukommen», wo sie auf Starrummel verzichten, bei dem Namen die Leistung ersetzen, wo sie nicht den sicheren Erfolg suchen durch Vermeidung all dessen, was Anstoss erregen könnte. Arbeit am Theater bedeutet Auseinandersetzung mit Ideen, mit der Zeit, mit Meinungen – bedeutet harte Arbeit im Versuch, sich den Problemen zu stellen, Widerständen entgegenzutreten, auch wenn der äussere Erfolg auf sich warten lässt. Der neue Funke, die Originalität darf nicht verloren gehen, sonst verliert das subventionierte Theater seine Existenzberechtigung. Ziel dieses Theaters ist ja eben die ehrliche Arbeit, nicht die Effekthascherei: der Erfolg misst sich nicht am Beifall, sondern an der Wirkung. Das Objekt der Arbeit muss den Einsatz wert sein.

Gerade in dieser Hinsicht ist unser neues Theater eine Herausforderung. Manche befürchten, es sei in seiner technischen Perfektion hoffnungslos modern, andere haben Angst, es sei als blosser Summe technischer Erfahrung hoffnungslos veraltet. Hier haben die Basler Theater nun zu beweisen, dass beides nicht stimmt. Technik macht so wenig Theater aus, wie der Verzicht auf Technik: dass einfache Inszenierungen ebenso wie aufwendige

Arbeiten zum gültigen Erfolg werden können, ist in den letzten Jahren zur Genüge bewiesen worden.

Sechshundsechzig Jahre liegen zwischen der Eröffnung des alten Stadttheaters und der unseres neuen Hauses. Die Grundprobleme aber sind die gleichen geblieben: das Theater ist nicht durch seine erklärten Gegner bedroht – ob sie nun von weltanschaulichen, politischen oder opportunistischen Motiven geleitet werden. Die Gefahr kommt aus den eigenen Reihen, von denen, die direkt oder indirekt mit dem Theater in Berührung stehen: den vorgesetzten Behörden, den eigenen Organen, dem Publikum und der Presse, den Theatermachern selbst. Drohende Krisen können nicht dadurch abgewendet werden, dass man eigene Schwächen in Aggression gegen den vermeintlichen Feind umsetzt, Krisen lassen sich nur meistern, wenn das Theater in seinem Kern gesund und lebensfähig bleibt. Dazu braucht es mehr als technische Voraussetzungen: alle Freude und aller Stolz unserer Bevölkerung über das neue Haus dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Theater immer neu erarbeitet werden muss, wenn es überleben will.